

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 11. November 1823.

135

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau de l'Observateur) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

(Fortsetzung.)

VIII.

W i n d e w o r t.

Zu Hause war es indessen gegangen, wie das bange Suschen vermuthet hatte. Mit frohem Schreck hatten die bebenden Alten zuerst aus den Flüchen der Soldaten erfahren, daß sie das Gärtchen leer, und keine Spur der vermissen Beyden gefunden hatten. Das Commando ging endlich, weiter zu suchen, und überließ das Geschwisterpaar seinen Sorgen und Vermuthungen. Von Stunde zu Stunde erwartete man die verlorne Tochter. Bastian lief das Dorf hinab, Marthe hinauf; man fragte bey den Nachbarnleuten nach, man rief über den Gartenzaun weg in die Felsen. Es fing an Abend zu werden und die Angst des Vaters wuchs zur peinlichen Höhe. Wilhelm schlich in's Haus; er sah verstört aus; hastig fragte er nach Suschen und wurde todtenblaß, da er hörte, sie sey aus dem Garten verschwunden, man wisse nicht wie und wohin. Stumm setzte er sich auf einen Stein am Brunnen. Er war in einer ungewissen, furchtbaren Stimmung. Er hatte von ferne seinen Herrn reiten sehen, und sein scharfes Auge hatte Susannen in dem verummten Begleiter erkannt. Er wußte nicht, was er daraus machen sollte und verschwieg es dem Vater, er hätte es gerne sich selbst verschwiegen. Es tobte ihm in Kopf und Brust, und an der Schläfe, wo er verwundet worden war, pochte es ihm so heftig, als wollte es ihn mahnen, was er für seinen Herrn gelitten und gethan, der ihm nun die Geliebte entführte. Der Arm zuckte ihm. Er sprang empor. Aber so konnte, so durfte es ja doch nicht seyn! Diesen Lohn für diese Treue! Und Suschen, das züchtige fromme Suschen! Wohl ihm, er konnte den Glauben nicht fassen, und die Wahrheit dämmerte ihm oft durch das Dunkel seiner Zweifel. Trostlos dennoch kehrte er mit der

einbrechenden Nacht in die Stube wieder, und brachte Licht, und lehnte schweigend neben der lautjammernden Vase. — Da erschien Susanne in der Thüre, ließ den Mantel fallen und sprang an das Herz ihres Vaters. Nun galt's ein wechselseitiges Erkundigen, wie es ergangen, und ein verworrenes Berichten und liebevolle Vorwürfe und freudiges Liebkosen. Und die Tochter hob, als sie beym Erzählen an die Heimfahrt gekommen, lachend den schwarz getiegerten Mantel vom Boden und stellte ihn unter großem Danke dem entzückten Wilhelm zu und mit Entschuldigungen, daß er über und über voll Kohlenstaub sey, der Herr habe es aber nicht anders zugegeben, sie habe sich durchaus drein wickeln müssen.

Wilhelm nahm ihn mit leuchtenden Augen. Es thue gar nichts, er werde ihn schon wieder blank kriegen, versicherte er und trug ihn hinaus und schlug sich selig in das beglückte Tuch, das Suschens schlanke Glieder umhüllt hatte, und saß und drückte die Arme fest an den Busen, und ließ die drinnen schwagen wovon sie wollten. Wahrlich, hätte er jetzt ein Stäbchen zur Hand nehmen und den Mantel damit bearbeiten können, ich würde es ihm nicht geglaubt haben, daß er Suschen liebe.

Aber Bastian, den der Tag schwer angegriffen hatte, suchte bald das Lager, und die Vase mußte ihrer Wiedergeschenkten noch ein Leibgericht bereiten. Das müde Suschen trat indeß an Wilhelms Seite. Er blickte auf und dachte nicht daran, der Geliebten die stillen Thränen zu verbergen, in denen seine Augen schwammen. Sie legte ihm die Hand auf die Achsel. „Ach, was hab' ich um Sie gelitten, Jungfer Suschen!“ lispelte er lächelnd und führte die liebe Hand an sein Herz und drückte sie lang darauf; und jetzt war endlich der Augenblick erschienen, worin seine stumme Neigung Worte fand, sich ihr zu erkennen zu geben. Ja sie mochte es nun aufnehmen wie sie wollte, er erzählte ihr, wie er gleich anfangs so viel Holdes und Schönes an ihr gefunden und bald in Wachen und Träumen nur an sie gedacht habe, und wie es ihn dann geschmerzt und er doch nichts habe dagegen einwenden dürfen, als sein Herr so freundlich mit ihr geworden und er sich wohl einbilden konnte, daß dieser ihr besser gefallen müsse, als sein armer Wilhelm. „Aber wie konnte ihm das nur in den Sinn kommen?“ fuhr hier Suschen heraus und brachte ihn dadurch so aus allem Zusammenhange, daß an ein vernünftiges Weitererzählen gar nicht zu denken war, sondern nur Frag' um Frage, und Ausrufungen und Bethörungen sich drängten, und ehe fünf Minuten in's Land gingen, der überraschte Wilhelm die Gewißheit hatte, daß es mit Suschens Gefühlen einen ähnlichen Gang genommen und ihr niemand auf der Welt so lieb sey, geschweige lieber, als eben er. O die beyden glücklichen Wesen! Unter ihren schlichten Worten bargen sich reiche Herzen, und all' die Seligkeit lag in ihren Händedrücken und ihrem frohen Geflüster, in ihren leichten Seufzern, die doch kein Ton malen, keine Beredsamkeit schildern, keine kalte Seele nachfühlen kann. O du unbeschreiblich süßes Kosen, in das die Wonnen frommer, stillbeglückter, genügsamer Liebe sich ergießen wie Quellen, die unter Weilschen entsprungen, durch Vergifmeinnicht-Ufer hinabrieseln! Aus ihrem Thau schlürfte der Freund den Muth, seine Freundin zu fragen, ob sie auch für immer sein werden wolle, wann er erst Brot habe eine Frau redlich und reichlich zu ernähren, und ob sie ihm treu bleiben wolle bis dahin? und

eben hatte er das verhängnißvolle Ja erhalten, das die zwey guten Seelen für immer verband: als die Base ihren Augapfel zum Nachtessen rief. Zögernd folgte das arme, selige Mädchen, und mußte zur Himmelskost der Liebe noch ein Paar Bissen der irdischen von Frau Marthens Kochkunst zubeißen und sie verständlich loben, um das sorgsame Mütterchen nicht zu kränken.

IX.

S e i t w o r t.

Aber konnte, wollte sich das reiche Glück, die klare Befriedigung im ganzen Wesen unsrer Liebenden den Blicken der Hausgenossen lange entziehen? Die Base stuzte. Wilhelms stumme Verzweiflung bey der Entführungsgeschichte war ihr zwar damals, trotz ihrer eigenen Betrübniß, nicht entgangen. Sie hatte ihr ein Lichtchen angesteckt, bey dem sie zu einsamen Stunden fleißig in ihrem Gedächtniß nachblätterte und auf jeder Seite Spuren auffand, die seine Liebe zu Suschen bestätigten: doch ihre Nichte selbst, daß sie ihn wiederliebe, das lief so stracks gegen alle früheren Vermuthungen: sie konnte sich noch nicht völlig davon überzeugen. Jetzt hüteten ihre Blicke die Leutchen genau, und bald durfte sie kaum mehr zweifeln, daß sie bis hieher ganz falsch gelesen hatte.

Sie sandte eines schönen Morgens Suschen in den Garten, Kirschen zu pflücken. Der Baum war hoch, die reifsten Früchte oben an den schlancken Ästen: Wilhelm erbot sich zum Gehülfen und wurde ihr nachgesandt. Ein Viertelstündchen ließ Marthe verstreichen, dann beschlich sie das Paar in der Lese. Sie saßen beyde auf dem Rasensitze unterm Baume, das halbgefüllte Körbchen neben sich. Der gute junge Mann war sichtlich zerstreut, denn er sah, offenbar in Gedanken, Suschens rothen Mund für eine Kirsche an und kostete davon, und sie that nicht zu viel, ihm aus seinem Traume zu helfen, sie that nichts, als was die Kirsche hoch oben im Gipfel vor dem Sperling, der zu naschen kam, sie wick ein klein wenig zurück; und daß ihr ganzes Gesichtchen darüber zur Rose wurde, konnte ihn nur etwa in neue Irthümer verwickeln. Die Zeuginn nahm die Erschreckenden wider Gewohnheit schweigsam an der Hand — sie war eigentlich nicht mit sich einig und wußte selbst nicht recht, was sie zu dem Dinge sagen sollte — und führte sie hinab in's Haus. „Liebste Frau Marthe!“ hub Wilhelm unterwegs an. „Schweig' er stille, Mosje!“ „Beste Base!“ begann Suschen. „Halte du fein das Schnäbelchen, Jungfer! Diese Lippen sollten sich jetzt nur gar nicht unterfangen, sich zu rühren, nachdem sie bey Gelegenheit stumm geblieben sind.“ — So stellte sie die zwey vor den vom Kinderfreund aufschauenden Sebastian hin. „Und nun,“ sprach sie, „nun thut den Mund auf, junges Volk.“ „Ey nun ja,“ stammelte Suschen, „ich liebe ihn, Vater, ich will es nur bekennen.“ „So, du liebst ihn und getraust dich das nur so gerade heraus zu sagen?“ fiel Marthe ein, oder aus. „Ach, beste Base, er liebt mich ja auch; wir lieben uns recht von Herzen und haben es nur lange von einander nicht gewußt!“ „Und wenn ihr euch denn liebtet, mußte das so heimlich getrieben werden? durften wir nichts davon wissen?“ „Ach, beste Base, wir haben es uns selber erst vorigen Dienstag Abends um halb zehn Uhr zum ersten Male gesagt, als ich auf dem Kohlen-

wagen heimgekommen war." „Ach so! Da wär' es freylich für uns noch zu frühe. Also sie lieben sich, Alter. Was sprichst nun du zu dieser Bescherung? Habe ich nicht gewarnt, gesorgt? da hätten wir es nun." „Ey Schwester, ich denke, du warst auf einer andern Fährte." „Je nun, sie hat den Diener dem Herrn vorgezogen." „Beste Base, ihr selber lobtet ja den Mosje Wilhelm jederzeit recht sehr, und es freute mich immer innerlich, denn ich liebte ihn schon damals halb und halb, er hatte mir schon den ersten Tag auf der Bleiche gefallen." „Ach," betheuerte Wilhelm, „ich habe Jungfer Suschen von der ersten Stunde an geliebt, und werde sie lieben bis an mein seliges Ende." „Je, so liebt und liebt! Ein Mädchen, das noch nicht einmal Grammatik zur Prüfung kann, sollte sich dergleichen noch gar nicht in den Sinn kommen lassen. Wandeln sie mir nicht da das ganze Zeitwort ab, als hätte ich sie vorgenommen!" „Wozu sonst, als zur Prüfung?" rief hier die Base. „Kinder, Kinder! was soll nun daraus werden? Ich habe nichts gegen des Mosje Person einzuwenden und dein Vater gewißlich auch nicht; auch bist du siebzehn Jahre vorüber; und dazu brauch'ts keiner Grammatik; und daß du dein Herz an keinen vornehmen Herrn verloren hast, ist mir auch von ganzer Seele lieb: aber wir müssen auch auf ein Weiteres denken." Damit hub eine weitläufige Verhandlung an, wobey es zu keinem gnügenden Schlusse gedeihen wollte. Wilhelm versicherte, er meine nicht lange mehr Diener zu seyn; er habe sein Handwerk als Kunstschreiner tüchtig gelernt und könnte jeden Augenblick es treiben, wenn — hier stockte die Rede: und da Marthe dieß Wenn auffing und parodierte, indem sie fragte, warum er denn das Tischern aufgegeben und Herrndienst gesucht habe, wenn er ein tüchtiger Arbeiter sey? stockte es auf's neue, und der Befragte äußerte nur, dazu hätten ihn besondere Verhältnisse gezwungen, die er für's erste noch verschweigen müsse. Der Vater schüttelte den Kopf, die Base ward zornig: sie habe bis zu diesem Tage große Stücke auf ihn und seine Redlichkeit gehalten, aber jetzt —. Da fuhr er mit hellem Eifer auf, er sey reich an schönen Hoffnungen, und wenn er das für heute auf sich sitzen lassen müsse, so werde ein Tag kommen, vielleicht früher als man sich's versehe, der ihn rechtfertigen solle. Er wisse wohl, daß es nicht recht gewesen sey, Suschen durch seinen Antrag zu binden ohne ihr irgend eine Gewißheit über sein künftiges Loos geben zu können, er habe auch lange geschwiegen und noch zu schweigen gedacht: doch das habe sich so ergeben ohne seinen Willen, und sein Gefühl habe ihn überrascht. Marthe forderte ihn nun auf, mit seinen Hoffnungen hervorzurücken; das hieße ja doch wohl das Meisterrecht in der Zukunft? Aber ach, nicht einmal seinen Hoffnungen durfte er für's erste einen Namen geben. — Da wurde denn bis auf weiteres beyden befohlen, zu thun, als ob sie einander nichts angingen, und sie konnten das harte Gebot nicht einmal zu hart finden. Suschen fragte den Liebsten noch zagend, ob er denn auf gar nichts Bestimmtes in der Zukunft hinweisen könne, wenn es auch noch so entfernt wäre? Ihr Auge hätte so gerne nur einen kleinen, matten Stern gekannt, auf dem es hoffend hätte ruhen können, und da er auch dieß mit einem wehmüthigen Schütteln beantwortete, stürzten ihre Thränen, sie bot ihm die Rechte, wie zum Scheiden, und seufzte: „So wollen wir es denn abwarten! Ich bleibe ihm doch treu," und wandte sich und trat dicht an's Fenster. Einen bitter klagenden Blick warf er zum Himmel auf, dann grüßte er stumm den

Water — es lag eine Abbitte in dem Grusse, darum, daß er ihm hatte so weh thun müssen — und verließ die Stube und das Haus.

(Der Schluß folgt.)

Wahrer Wiß.

Wahrer Wiß
 Kommt nur schnell, wie Pfeile fliegen,
 Scharf und spitz
 Aus dem Eiß,
 Wo die Funken schlummernd liegen; —
 Strahlt der Wiß
 Nicht ein Bliß,
 Muß man ihn erst dreh'n und biegen:
 Nimmer ist er etwas nüß!

F. F.

O p e r.

Euryanthe, romantische Oper in drey Aufzügen, von Helmina v. Chezy,
 Musik vom königlich sächsischen Capellmeister Carl Maria v. Weber.

(Schluß.)

Was ist es nun, das jener große Theil der Zuhörer, der den unbedingten Enthusiasten gegenüber steht, in dieser Tondichtung vermißt? — Indem wir jetzt den Ausdruck Enthusiasten noch einmal gebrauchen, finden wir, um jeder, wo nicht boshaften, doch übereilten Deutung zu entgehen, für nöthig zu erklären, daß hiermit auf keine schriftliche Äußerung, wenigstens auf keinen kunstverständigen Ausspruch gezielt, sondern lediglich die mündlichen derselben Art bezeichnet wird. — Was es ist? — Sie sagen erstlich, daß der Tonsetzer des beliebten, hochgepriesenen Freyschützen, indem er die ihm angemessene Sphäre des volksthümlichen, deutschen Lebens und Charakters verließ, um sein Talent an dem Heroischen — wenn diese Benennung für Euryanthe gelten soll — erfolgreich zu versuchen, die Grenzen überschritt, die eben dieß Talent ihm angewiesen, und im bescheidenen Gefühl des eigenen Vermögens dieses ahnend, in eine störende Besorgniß verfiel, in ein mühsames Bestreben, das neue Werk dem ältern gleich zu stellen, ja, dem Erforderniß angemessen, jenes noch um Vieles selbst zu überbieten, etwas ganz Originelles, Ungemeines, Außerordentliches darzubieten, das in seinen kleinsten Theilen an nichts Früheres erinnern, in keinem, auch nicht dem kleinsten Zug die Ähnlichkeit mit einem andern verrathen möchte, und daß eben seinem neuesten Werk durch dieses sorgsame Bestreben das Gepräge des berechnenden Verstandes allzu merklich, selbst in den gelungensten Parthien aufgedrückt ward. Sie vermissen ferner Phantasie, Erfindungskraft, Ideen und dramatische Behandlung. Wir schränken das letztere bedeutend ein, und erwiedern auf den gerügten Mangel an Ideen, daß es dieser Tondichtung daran gar nicht fehlt, daß aber den Ideen nur allzu oft Ausführung und Einheit mangeln, daß allzukühne und gewagte Transitionen, künstliche harmonische Verschlingungen den Ideengang oft unterbrechen, dem Strom der Melodie und des Gesanges allzuhäufig seine Klarheit rauben und den freyen Lauf verhindern. Man entgegnet hierauf freylich laut genug: ihr wollt nur immer Gesang, Klingklang; an Tiriliri und charakterlose Gurgeley seyd ihr gewöhnt, und ganz natürlich auch dadurch verwöhnt, stoßt ihr die kräftige Speise weg

von euch, und könnt die deutsche Kost nicht mehr vertragen. Mancher vergift dabei den Freyschützen, worin doch auch nicht bloße Leckerey und süßlicher Confect uns dars geboten wird. Doch dieß bey Seite! Muß man denn gerade ungerecht seyn, und Eins mit dem Andern verwechseln, um die Unbefriedigten zu widerlegen? Schließt denn Charakteristit und Correctheit jene Melodie und Gesang aus, oder gebieten sie auch nur, daß sich ihnen diese unterordnen? Ist denn endlich, rein herausgesagt, der Gesang immer auch nur leerer Klingklang? — was wohl Niemand zu behaupten wagen wird. Jene berufen sich, um ihre Anforderungen zu begründen, auf Don Juan, Figaro, ja selbst das geniale Werk Fidelio, in welchem letzteren, trotz aller Genialität und Kühnheit, trotz den sinnreichsten und tiefsten harmonischen Verwickelungen, Klarheit überall und auch bey weitem mehr Melodie und Gesang herrschen, als in *Curyant he*, und glauben, daß der Vortrag dort den Sängern weniger Anstrengung kostet, als die Tondichtung des geschätzten Componisten, dessen siegreicher *Freyschütz* so meisterlich in's Schwarze traf. Sie wollen ferner auch in dem gelungensten Gesangstücke einigen Zwang bemerken, und führen als Beyspiel den neuen, schönen Jägerchor an, der so wie jener erste, wenigstens in den vier ersten Vorstellungen, zweymal wiederholt werden mußte, worin jedoch, als eine Folge, sagen sie, des vorher erwähnten sorglichen Bestrebens, bey aller angemessenen charakteristischen Würde, eine gewisse Zurückhaltung, um Ähnlichkeiten und Erinnerungen zu vermeiden, und doch zugleich der Wunsch erkennbar sey, an jenes so beliebte Frühere im Ganzen zu erinnern. Wir lassen das dahin gestellt seyn, und stimmen in den allgemeinen Beyfall ein, den dieser trefflich vorgetragne Chor erhielt. Was den melodiosen Theil betrifft, fahren jene strengen Forderer weiter fort, so tritt er gerade da am wenigsten hervor, wo man ihn am ersten zu erwarten berechtigt wäre, z. B. in den beyden Cavatinen, eigentlich Romanzen, *Adolar's*, wovon die erste in B-dur, sich besonders durch das kunstvoll variierte Accompaniment auszeichnet; vortheilhafter würde es seyn, wenn diese nur *zwey* Strophen hätte. Beyde athmen Wahrheit des Gefühls und Zartheit des Ausdrucks; dennoch haben beyde einen etwas mühsamen, erzwungenen Gang, und das Eindringliche mangelt ihnen, jedoch hat die Cavatine im zweyten Act: „Wehen mir Lüfte Ruh, strömen mir Düfte zu“ — in Ansehung des Gesanges Vorzüge. Wahr ist es, sie wurden das erste Mal mit großer Ängstlichkeit und Unsicherheit vorgetragen, ja mit gänzlichem Mangel alles dessen, was ein romantisches Lied von dem Sänger fordert, doch das zweyte Mal schon freyer, und das dritte Mal noch besser, ohne daß sie weder so recht eigentlich in das Gehör, noch in's Gemüth drangen. Was die Behandlung des Recitativs betrifft, so sieht man, äußerten sich viele, daß der Tonsetzer seinen eigenen Weg gewählt hat, auf dem man eben nicht bequem und glücklich an das Ziel gelangt. In dem er mit der größten Genauigkeit und der strengsten Correctheit jedem Theil eines Perioden, jedem Wort zuweisen seinen Werth und den gehörigen Accent geben wollte, ist der Gang etwas schleppend und einförmig geworden, der Rhythmus nicht selten schwerfällig und die dramatische Declamation einer mühsamen Accentuirung untergeordnet. Man höre nur das Recitativ in der *Zauberflöte*! man höre *Titus*, und *Gluck's Iphigenia*! — Welche Wahrheit des Ausdrucks, und welche lebendig kräftige Bewegung!

Diese Äußerungen schließen indessen die gerechte Schätzung einzelner Gesangs- und Tonstücke nicht aus, und wir wollen, ihrer Anführung ungeachtet, unserer Seite jedem vorzüglichen Bestandtheil des Ganzen seinen Werth und die volle Bedeutung gern und willig zugestehen. Die Ouvertüre beginnt mit einem feyerlich festlichen Allegro. In dem Mittelsatz sprechen sich geheimnißvolle Andeutungen auf *Emma's* Geisterworte aus, und ihre Nachklänge tönen gegen Ende des dritten Actes in den Worten wieder: „Ich ahne *Emma*, selig ist sie jetzt“ — die der Componist zur besseren Verständigung des Ausgangs selbst hinzugefügt hat. Dieser Theil spannt die Aufmerksamkeit ungemein, bleibt aber immer etwas räthselhaft. In der Introduction bildet der Chor der Frauen, die den Frieden begrüßen, und die Erwiederung der Ritter, die den Frauen huldigen, einen sehr angenehmen und kräftigen Gegensatz. Dieses Gesangstück wurde noch in der dritten Vorstellung dreyimal applaudirt. *Adolar's* Cavatine: „Unter blüh'nden

Mandelbäumen" — übergehen wir. Der Schlusschor dieser Scene, mit Adolar und Lysiaart zugleich, drückt ritterliche Kraft und Zuversicht aus. Die zweyte Scene fängt mit Euryanthe's Cavatine an: „Glöcklein im Thale, rieseln im Bach" (der erste Textperiode scheint etwas unverständlich). Innige Liebe und Unschuld sind hier ausgedrückt, doch ist mehr Declamation, als Gesang darin. Der Vortrag der Sängerin war schmelzend. In der dritten Scene folgt eine von Eglantine (verstellte Freundin der Euryanthe) gesungene Cavatine, die sehr charakteristisch und effectvoll ist. Besonders wirksam ist der Schluss. Leidenschaftliche Glut athmet auch Eglantine's Arie in E-moll, und das vorhergehende Duett zeichnet sich am Schluss durch die künstliche Verknüpfung beyder Stimmen, vorzüglich aus. Dieser Theil wurde von beyden Sängern mit großer Präcision vorgetragen. Im Finale erwähnen wir noch der schönen Stelle, die Euryanthe mit dem Ensemble in Verbindung singt, und die sich mit den Worten: „Sehnen, Verlangen, Schmachten und Bangen" — anfängt.

Die Arie des Lysiaart, zu Anfang des zweyten Act's, hat einen durchgreifenden, schauerlichen Charakter. Das Accompagnement ist bedeutungsvoll. Das Duett zwischen Lysiaart und Eglantine würde vielleicht wirksamer seyn, wenn es weniger schwierig wäre. Am Schluss, wo beyde Stimmen sich vereinigen, steigt die Schwierigkeit auf's Höchste. Der Vortrag siegte über sie mit vielem Glück. Nach der zweyten Cavatine des Adolar folgt ein Duett zwischen ihm und Euryanthe, worin das Entzücken der Liebe ausgedrückt ist; die Schlusszeilen: „Laß mich in Lust und Wehn an deiner Brust vergehn!" — sind ungemein ansprechend. Der Anfangschor des zweyten Finales: „Jetzt schlägt der Entscheidung Stunde" — hat einen feyerlichen, religiösen Charakter. In den Worten des Verräthers Lysiaart, durch welche er angeblich seinen Sieg über Euryanthe zu erkennen gibt, ist die Ironie treffend ausgedrückt, und der Sänger (Herr Forti) gab die Stelle ungemein glücklich wieder. Der hervorragendste Moment in diesem Theil ist jedoch da, wo der Chor mit den Worten: „Ha, die Verrätherinn!" in den vierstimmigen Gesang eingreift. Eine gute Wirkung macht auch die Stelle: „Wir alle wollen mit dir gehen," in welche Euryanthe einfällt. Der Schluss ist sehr kraftvoll, doch etwas widerstrebend und außerordentlich schwierig. Der dritte Act ist überhaupt gedehnt. Klage folgt auf Klage, und der größte Theil hat einen gar zu düstern Charakter. Aus diesem Grunde spricht Euryanthe's Gesangsstück in der zweyten Scene: „So bin ich nun allein!" ungeachtet des darin herrschenden Gefühls, nur wenig an. Der Jägerchor in Es mit Begleitung von acht Hörnern auf der Bühne und mit einem Echo, ist bereits erwähnt, und imponirte in diesem Act am meisten.

Die Cavatine Euryanthe's: „Zu ihm! zu ihm! weilet nicht!" hat eine leidenschaftliche Bewegung, und wurde von der Sängerin mit dem Ausdruck der höchsten Leidenschaft vorgetragen. In der vierten Scene ist der Chor: „Der May bringe frische Rosen dar" — ländliche Einfalt athmend und sehr gefällig. Der Chor in der fünften Scene D-dur: „Trotze nicht, Vermeh'ner" — ist ergreifend. Am Schluss dieses letzten Act's deutet das Duett zwischen Euryanthe und Adolar: „Hin nimm die Seele mein!" sehr glücklich auf den ähnlichen Zweygesang der Versöhnten in der vierten Scene der zweyten Abtheilung.

Nach dieser kurzen Berührung der vorzüglichsten Gesangsstücke, möge hier noch folgende Bemerkung stehen. Man halte doch das Wiener Publicum ja nicht für ungesund, weil es Euryanthe mit geringerer Theilnahme, als den Freyschütz, aufgenommen, oder spreche ihm die Competenz des Urtheils im Fache der Musik ab, wenn die Oper auf einer andern großen Bühne wärmer aufgenommen werden sollte! Niemand dachte hier an eine sogenannte Cabale; sie würde nicht gewagt haben, ihr Haupt empor zu heben; eben so wenig mischte sich irgend ein Vorurtheil in's Spiel. Die Zuhörer gingen mit erwartungsvollem Herzen und der größten Bereitwilligkeit, den Beyfallswürdigen des Beyfalls reichste Fülle zu ertheilen, in das Schauspielhaus. Man tauschte den ersten Tönen der Ouverture mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen. Der Componist wurde mit Jubel empfangen, und als das erste Tonstück nun begann, wollte Jeder seinem Nachbar kaum den freyen Athemzug gestatten, um nur

keinen Ton zu überhören. Die ersten Gesangstücke wurden gleich der Ouverture mit lautem Beyfall aufgenommen. Man schien dem Eindruck selbst zuvor zu eilen; und als man nun allmählig lauer wurde, begann Jeder doch zuerst an seiner eignen Unbefangenheit zu zweifeln. Dennoch waren Aller Blicke auf den geschätzten Tonsetzer des *Frenschütz* vertrauensvoll gerichtet, und man bemühte sich, dem Meister, dem man so manchen früheren Genuß verdankte, auch in dieser fremden und fremdartigen Erscheinung auf das freudigste zu ehren. Dies zeigte sich bey der zweyten und dritten Vorstellung noch in einem höheren Grad; es war, als hätte Jeder einen übereilen, allzustrengen Ausspruch wieder gut zu machen, und die unerschöpfliche Gutmüthigkeit des Wiener Publicums kämpfte siegreich gegen seine eigene Überzeugung. Wer Zeuge dessen war, vergeß' es nicht! — und nun genug davon.

Die Sänger leisteten an diesem Abend mehr als man erwartet hatte. Jedem Mitglied schien es jetzt darum zu thun, die Ehre der deutschen Tonkunst und des vaterländischen Gesanges zu erhalten und auf immer zu begründen. Der fleißige Tenorist (Herr *Heisinger*) war in der Rolle des Grafen *Udetar* wohl nicht an seinem Platz, doch gereicht es seiner Bescheidenheit zur Ehre, daß er dieses selbst zu fühlen schien und eine ungewöhnliche Schüchternheit verrieth, die seine Stimme während der ersten Cavatine immerfort in zitternder Bewegung erhielt. Für den Vortrag der Romanze fehlt es ihm an Übung, und das Recitativ liegt außer seiner Sphäre; schon die Aussprache legt ihm Hindernisse in den Weg. Rossinische Opern, wo er seine hohen Torden verwenden kann, bieten ihm einen bequemern Wirkungskreis dar; wenn es aber, so wie hier, auch auf eine durchgreifende Mittelstimme ankommt, versagt ihm diese ihren Dienst.

Wir sehen die Leistung der *Mlle. Sonntag*, als *Euryanthe* der besten ihrer früheren gleich, wo nicht noch höher. Sie trug diesen alle Kräfte aufbietenden Part mit reiner, heller Stimme und inniger Gemüthlichkeit vor, mit Ausnahme einiger Tacte, wo der Ton das erste Mal etwas zu hoch war. Sie zeigte sich überall, wie es die Situation, wie es der Moment erfordert; unbefangen, fromm, zärtlich, schwärmerisch, verweisslungsvoll, und im Jubel des Entzückens zur höchsten Kraft des Ausdrucks sich erhebend.

Auch der Part *Eglantine's* erfordert vielen Kraftaufwand, was man der Künstlerinn einige Mal anmerken konnte; dennoch leistete *Mad. Grünbaum* viel Vorzügliches und einer ausgezeichneten Sängerin Würdiges darin.

Herr *Forti* stand als *Lysart* in jeder Hinsicht auf der rechten Stelle. Er trug das Recitativ mit möglichster Deutlichkeit und Bestimmtheit, das Arioso gesangreich und mit dem Ausdruck des Gefühls vor; die Arie: „So weih' ich mich den Rach-Gewalten!“ deren gewaltigen Anforderungen kaum Mittel, wie die seinigen, genügen, sang er mit überwältigender Energie.

Die Chöre gingen trefflich. Das männliche Chorpersonal hatte seinen Glanzpunct in dem Jägerchor, wo besonders die Geschmeidigkeit und Sicherheit der Tenorstimmen in einigen äußerst schwierigen Stellen überraschende Wirkung hervorbrachten.

Die Administration hatte nichts gespart, um die Oper recht glänzend in die Scene zu setzen. Dieses schließt die Bemerkung wohl nicht aus, daß im Costüm mehr Übereinstimmung herrschen konnte. — Die Tänze fielen etwas mager aus.

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schickh.*

Gedruckt bey *Anton Strauß.*